

WIDER|SPRUCH

In: Widerspruch Nr. 35 ~~Nie~~ wieder Krieg (2000), S. 126-129

Autor: *Ignaz Knips*

Rezension

Bernhard Waldenfels

Sinnesschwellen. Studien zur Phänomenologie des Fremden 3, Frankfurt/Main 1999 (Suhrkamp), 243 S., 19.80 DM.

Vielstimmigkeit der Rede. Studien zur Phänomenologie des Fremden 4, Frankfurt/Main 1999 (Suhrkamp), 224 S., 19.80 DM.

In den vorliegenden Studien greift Waldenfels vielfach auf Hauptmotive seiner Untersuchungen „Ordnung im Zwielficht“ (1987), „Der Stachel des Fremden“ (1990) und „Antwortregister“ (1994) zurück. Dort geht es um ein überregulierendes Ordnungsdenken, das bezogen auf Handeln, Sprachverwendung, Wahrnehmung und Erkenntnis, ästhetische und gesellschaftliche Prozesse, außer Acht läßt, daß ein Ordnendes nicht selber dem ordnenden Zugang entstammt. Die so gewonnene Einsicht in die Kontingenz jeglicher Ordnung und Regelung führt zu der weiterreichenden Überlegung, daß eine ordnende Theorie selektive und exklusive Züge aufweist und deshalb Grenzen, die sich nicht aufheben oder einebnen lassen. Zuweisungen nach Kriterien der Regelmäßigkeit oder Regelwidrigkeit treffen auf Regellooses, das nur als Kehrseite eines Verstehens oder Erklärens bestimmt werden kann. Das Modell einer „responsiven Rationalität“ soll deshalb ermöglichen, auf Äußeres und Fremdes ohne ordnende Vereinnahmung zu antworten.

Vor diesem Hintergrund bezieht sich Waldenfels in den ersten Bänden seiner Studien, „Topographie des Fremden“ (1997) und „Grenzen der Normalisierung“ (1998), vor allem auf zeitgenössische Versuche einer Aneignung und Normalisierung des Fremden, das er als latent Unverfügbares nicht nur innerhalb der philosophischen Theoriebildung selbst, sondern auch im Blick auf gesellschaftliche Entwicklungen und ästhetische Prozesse begreift.

Die Studien des 1999 erschienenen dritten Bandes der Reihe *Sinnesschwellen* sind ausgerichtet auf Erkundungen der Binnengrenzen von Verfügbarem und Unverfügbarem im Bereich der Sinneswahrnehmung, auf „Einbrüche, wo die gewohnten Regelungen versagen“, auf eine „Entregelung aller Sinne“ (Rimbaud). Die Verwendung der Schwellen-Metapher ist an Benjamins „Passagen-Werk“ angelehnt. Waldenfels betont einen „Ort des Übergangs“ und einen „Niemandsort“, und dies in zeitbezogenen Assoziationen zum Raumbild: Wahrnehmung kann niemals mit einer Wahrnehmung der Wahrnehmung koinzidieren. Auch wird auf ein „vertikales Intensitätsgefälle“ dessen hingewiesen, worauf die Sinne ansprechen“.

Die Grundlage der Überlegungen Waldenfels bilden Betrachtungen einer Phänomenologie der Leiblichkeit im Anschluß an Husserl und Merleau-Ponty: Der Leib als Mittel der Wahrnehmung kann sich als wahrnehmend nur begrenzt wahrnehmen, so daß die Bestimmung eines wahrnehmenden ‚Ich‘ über eine Eigenwahrnehmung weder in eine „reine Subjektbeziehung“ noch in eine „reine Objektbeziehung“ noch in eine „Synthese beider Erfahrungen“ auflösbar ist. Dem entspricht eine Ambiguität der Rede in der ersten und der dritten Person, wenn auf Wahrnehmung und auf Selbstwahrnehmung Bezug genommen wird.

Von diesen Überlegungen ausgehend, versucht der Autor im folgenden zu einer „differentiellen Sinnes- und Kunstlehre“ überzuleiten. So thematisiert Waldenfels vom Blickereignis her „Fragen der Bildauffassung und Bildfertigung“. Er rekurriert dabei auf „bekannte Einsichten der Bildsemiotik“, daß ein darstellendes Bild etwas sichtbar macht, indem das Dargestellte gerade nicht sichtbar gemacht wird. Irritationen bis hin zu einem reflektierenden Sehen (Imdahl), die von einer Bildbetrachtung ausgehen können, haben für Waldenfels Entsprechungen in Alltagserfahrungen, in denen ein bloß schweifendes Schauen und ein bewußtes Ansehen oder Betrachten changieren. Die anschließenden Texte des Bandes, in denen sich der Autor mit Fragen des „Anderssehens“, der „Lebenswelt als Hörwelt“ oder der „Architektur am Leitfaden des Leibes“ befaßt, variieren eines der Hauptmotive der Studien: daß eine Theorie der Wahrnehmung und eine Theorie der Kunst, eine „Ästhesiologie und Ästhetik“, in ein Verhältnis gebracht werden könnten, das auf eine „Genealogie der Künste“ selbst verweise, „vielfach allerdings in einer Phasenverschiebung von Kunstausübung und Kunstdeutung“. Die Studien des vierten Bandes, *Vielstimmigkeit der Rede*, sind durch die Frage geleitet, „ob es eine Fremdheit der Rede selbst“ gebe. Kritisch begutachtet Waldenfels Positionen, die eine „Differenz von Mündlichkeit und Schrift-

lichkeit“ im Sinne von „Nähe und Distanz“ zum Auszudrückenden zu bestimmen versuchen. Diesen Auffassungen widersprechend sieht Waldenfels „Überschneidungen, Überlagerungen und Übergänge zwischen mündlichen und schriftlichen Ausdrucksformen“ und einen „Chiasmus von Wort und Schrift“. Die synchronische Betrachtung verweist hierbei auf eine „un-aufhebbare Differenz von Sprechereignis und Sprachgehalt“, die einem supplementären Verhältnis von Geschriebenem zum Schreiben entspreche. Beides verweise auf eine „unwiderrufliche Ferne in der Nähe“: Weder gehe das „Gesagte“ im „Sagen“ auf noch könne des Schreiben „seiner eigenen Bedingungen Herr“ werden, es sei denn, es gäbe „ein erstes Wort ..., das sich selbst einsetzen würde“.

Wird von einer Metaphysik der Nähe des Gesprochenen zu den Logoi Abstand genommen, so zeigen sich gerade die vereinnahmenden „Strategien der Entzeitlichung“ „in der Tradition der Philosophie“. Waldenfels bezieht sich hierbei auf eine hermeneutische Philosophie, die von einem „Fremdheitsgefälle zwischen mündlicher Rede und schriftlichem Text“ ausgehe. In Gadamers Hermeneutik, so Waldenfels, wird die „Vormachtstellung der hermeneutischen Verständigung“ dadurch nahegelegt, „daß den befremdenden Abarten“ von Verständigung „ein ‘wahres Gespräch’ als Urform gegenübergestellt wird“, deutlich verbunden mit der Unterstellung einer „Sinnanzheit“ und eines „vorgängigen Einverständnisses“: „Fremdheit erscheint als Produkt einer Entfremdung, das heißt einer Sinnverdunklung und Sinnerrstarrung, die durch Aneignung rückgängig zu machen ist. Eine ähnliche Richtung verfolgt Waldenfels’ Kritik an Habermas’ „Die Einbeziehung des Anderen“ (1996). Habermas’ Voraussetzung einer „inkluisiven Gemeinschaft“ in der „Unbeschränktheit des Zugangs zum Diskurs“, so der Haupteinwand, unterstellt zugleich „jene Instanz, die im Konfliktfall über zulässige faktische Exklusionen entscheidet“.

Im Blick auf eine Verhältnisbestimmung von Kommunikation, Normierung und Fremdheit sieht Waldenfels hingegen wertvolle Anregungen durch neuere ethnologische Forschungen, die dazu angehalten sind, sich „der Disposition von allgemeingültigen Gesetzen oder Werten und individuellen Tatsachen“ per methodischer Distanzierung zu entziehen und sich damit strenger als die philosophischen Traditionen den „Paradoxien und Dilemmata“ einer „Fremddarstellung“ zu stellen. Gegenüber einem unreflektierten „Zentrismus des Normalen“ pointiert Waldenfels „hybride Formen der Rede“, so die „Vielstimmigkeit eines Polylogos“ im Sinne von Bachtins

Motiven des Zitierens und der Möglichkeit, „Eigenes in der fremden Sprache und Fremdes in der eigenen zu sagen“.

Aspekte einer dezentrierten Intertextualität und einer „Reflexivität der poetischen Sprache“ leiten über zu der Überlegung, inwieweit umgekehrt eine „paradoxieträchtige Selbstbegrenzung kontingenter Ordnungen Figuren des Fremden hervortreibt, die als Außerordentliches die Kehrseite jeglicher Ordnung bilden“. Der Kontingenz Rechnung zu tragen, hieße demnach für eine Theoriebildung zunächst, die eigenen Operationen distanzierend zu reflektieren. Dies geschehe in Luhmanns Systemtheorie dadurch, daß die beobachtend unterscheidende und ausgrenzende Instanz sich als Unterscheidendes beobachtet. Eine „Fremdreferenz“ wird als „zeitlich verschobene Selbstreferenz“ operationalisiert, wobei der Beobachter „der Andere seiner selbst“ ist. Waldenfels schließt sich diesem Gedanken nicht an, den er als eine bloß systemgerechte Operationalisierung kennzeichnet: „Solange Philosophie ebenso wie Kunst und Literatur ihre Störfunktion ernst nehmen, geht von ihnen eine Anomalisierung aus, die die unvermeidlichen und unentbehrlichen Normalisierungsprozesse daran hindert, eine Ordnung in die Ordnung“ schlechthin umzuwandeln. Dabei bleibt die Frage offen, von welcher Philosophie diese Funktion einzunehmen sei, denn schon ein Bezug auf Grenzen und unaufhebbar Fremdes kann dem Einwand ausgesetzt werden, das zur Sprache bringen zu wollen, was zugleich für unbestimmbar erklärt wird. Waldenfels hält jedoch die Möglichkeit offen, durch eine „indirekte Rede“ ein „Unsagbares“ zumindest einzugrenzen, unter anderem durch vielfältige überdisziplinäre Anknüpfungen und Metakommentare. Dennoch stellt sich weiterhin die Frage nach einer Form, die die kontingenten Ordnungen nicht nur reflektieren, sondern verlassen kann.

Die überaus anregenden Studien beziehen ihrerseits markante literarische Anregungen ein, unter anderem durch Proust, Beckett und Musil. Dabei aber werden ein sogenanntes philosophisches und ein sogenanntes literarisches Schreiben indirekt immer wieder in Gegensatz gebracht oder zumindest via negativa gegenseitig beleuchtet. Die mit dem vierten Band abgeschlossenen „Studien zur Phänomenologie des Fremden“ machen gespannt auf Waldenfels' weitere Beschäftigung mit dem besagten Form-Problem, einbezogen die im dritten Band der Reihe erwähnte „Genealogie der Künste“ aus elementaren Wahrnehmungsgegebenheiten und die Frage nach einer „autonomen Ästhetik“.